



Camilles
Schatten
Susanne Konrad

Roman

DWG

Susanne Konrad

Camilles Schatten

Roman



E-Book, erschienen 2023

ISBN: 978-3-98650-011-5

2. überarbeitete Auflage,
erstmalig erschienen im Verlag Brandes & Apsel, 2005

Copyright © 2023 DeWinter Waldorf Glass
im Förderkreis Literatur e.V.
Sitz des Vereins: Frankfurt/Main

Text © Susanne Konrad

Umschlaggestaltung: © TomJay – bookcover4everyone / www.tomjay.de

Umschlagmotiv: © shutterstock 1947212365

Foto der Autorin: © Michael Kleinespel

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Handlung, die handelnden Personen, Orte und Begebenheiten dieses Buchs sind frei erfunden.
Jede Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, ebenso wie ihre Handlungen sind rein fiktiv, nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

Wer ein E-Book kauft, erwirbt nicht das Buch an sich, sondern nur ein zeitlich unbegrenztes Nutzungsrecht an dem Text, der als Datei auf dem E-Book-Reader landet.
Mit anderen Worten: Verlag und/oder Autor erlauben Ihnen, den Text gegen eine Gebühr auf einen E-Book-Reader zu laden und dort zu lesen. Das Nutzungsrecht lässt sich durch Verkaufen, Tauschen oder Verschenken nicht an Dritte übertragen.

Das Buch

Die erfolgreiche Klinikärztin Birgit Schindler beendet ihre Affäre mit einem verheirateten Kollegen. Ihre emotionale Situation und ihr anstrengender Arbeitsalltag überfordern sie. Das tragische Leben Camille Claudels, der Geliebten des Bildhauers Auguste Rodin, begegnet Birgit auf ihrer letzten Parisreise mit ihrem Liebhaber. Mit überraschender Vehemenz drängt sich das Leben der Camille Claudel in Birgits Vorstellungswelt. Die Übergänge zwischen Realität und Fiktion verschwimmen bis hin zum Wahn.

Die Diagnose einer Psychose wirft die junge Ärztin völlig aus der Bahn. Dann lernt sie Emma kennen, die ihr hilft, zwischen einer medizinischen Sichtweise und den Betroffenen zu vermitteln. Dank ihres neuen Lebensmutes und einer überraschenden Liebe gelingt es Birgit, im Leben wieder Fuß zu fassen.

Ein Buch über den Mut, sich einem veränderten Leben zu stellen und sich aus der Opferrolle von psychischer Krankheit zu befreien.

Die Autorin



Susanne Konrad studierte Deutsch und Geschichte in Konstanz und Frankfurt am Main. 1995 promovierte sie über Goethes »Wahlverwandtschaften«. Schwerpunkt ihrer schriftstellerischen Arbeit sind Romane und Sachbücher zu den Themen Diversität, Inklusion und seelische Gesundheit, Liebe und Älterwerden, Heimat und Migration. Ferner hat sie zahlreiche literarische und redaktionelle Beiträge publiziert. Susanne Konrad leitet seit vielen Jahren Schreibwerkstätten, in deren Mittelpunkt praktische Schreib Anregungen stehen. Sie engagiert sich in Verbänden und Vereinen, u.a. für den Bundesverband Psychiatrie-Erfahrene (BPE e.V.). Ihre begleitenden Lesereihen zu den Anthologien »Frankfurter Einladung« 2016 und 2019 wurden vom Kulturrat der Stadt Frankfurt am Main gefördert. 2017 erhielt sie ein Arbeitsstipendium vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, 2021 ein Brückenstipendium von der Hessischen Kulturstiftung.

www.susanne-konrad.de

Inhalt

I
II
III
IV
V
VI
VII
VIII

Olaf und ich flanierten durch Paris. Die nächtlichen Straßen bildeten ein flimmerndes Netzwerk. Dünn fielen die blonden Haare in Olafs Stirn und die Regentropfen perlten auf seine Brillengläser. Er hatte mich bei der Hand genommen und bis zum Moulin Rouge geführt, ich blickte auf das rote Flackern der Mühlenflügel aus Neonlicht. Wir blieben stehen, er legte seinen Arm um mich und zog mich eng an seinen tropfenden Mantel, unter dem ich seinen Herzschlag spüren konnte. Er führte mich weiter zwischen Sexshops und Nachtlokalen, einer für uns beide ungewohnten Welt. Wir wechselten vielsagende Blicke: Die fremde Welt reizte uns. Gleichzeitig stieß sie uns ab. Liebe ist nicht käuflich, da waren wir uns einig. Uns beide trieben gemischte Gefühle um. Doch zuletzt siegte die Lust auf das Unbekannte, und wir stiegen die Stufen zu einem dieser Etablissements hinunter. In einem Kellergewölbe fanden wir einen mit roten Plüschmöbeln überschwänglich ausgestatteten Raum. Vorn auf der Bühne sah ich einen Erotiktänzer. Ich hatte noch nie in meinem Leben so etwas gesehen. Eine Blondine spielte auf einer Violine. Mit dem Geigenbogen strich sie sich über die nackten Brustwarzen und zwischen die Beine. Sie reichte ihn einem Mann, der in der vordersten Reihe saß und ihr damit die Taille entlang fuhr. Olaf hatte sich mit mir an ein Tischchen in einer weit entfernten Ecke zurückgezogen, niemand belästigte uns. Vor Plüschrückenlehnen im Hintergrund sah ich seine fröhliche, etwas spitze Nase im Profil, das helle kurze Haar an seinem Hinterkopf und seinen schmalen Hals. So jung wirkte er, trotz seiner 54 Jahre; ein heiterer Charme erfüllte sein Wesen. Plötzlich spannte er seine schmalen Schultern an und flüsterte mir zu: »Lass uns gehen. Es ist mir zuwider.«

»Ach, Olaf.« Ich hatte an meinem Cocktail gerade erst genippt und war dabei, es mir bequem zu machen. Doch wir verließen das Lokal und kehrten in den Regen zurück. Unter einem Balkon, über dessen Geländer ein grelles Licht flackerte, strich Olaf mir zärtlich die Haare aus dem Gesicht und betrachtete mich mit diesem weichen, verletzlischen Blick, der durch seinen Berufsalltag so oft unterdrückt wurde.

»Komm«, sagte er. »Lass uns zurück aufs Zimmer gehen.«

Das Hotel, in dem wir wohnten, war einer jener typischen Pariser Altbauten, die lückenlos und machtvoll die Straßen säumten und Enge vermuten ließen, aber von den oberen Stockwerken aus einen überraschend großzügigen Blick auf die Innenstadt boten. Olaf half mir aus dem Mantel und führte mich zum Bett. Als ich saß, zog er mir

vorsichtig die durchweichten Schuhe aus. Er öffnete einen Piccolo aus der Minibar und schenkte jedem von uns ein Gläschen ein.

»Auf uns. Auf die Sternstunden«, sagte er. Aus einem unsichtbaren Lautsprecher irgendwo über unseren Köpfen erklang harmonische, aber nichtssagende Instrumentalmusik. Wir küssten uns. »Morgen haben wir fast noch einen ganzen Tag«, flüsterte er wohligh.

~ * ~

Am anderen Morgen brachten wir unser Gepäck in ein Schließfach, frühstückten in einer Brasserie und ließen unsere Blicke hinter den herumlaufenden Menschen schweifen. Ich fühlte schon den nahenden Abschied, während Olaf in seinem Reiseführer blätterte, damit er Vorschläge für den heutigen Tag machen konnte. »Wir könnten noch ins Rodin-Museum«, meinte er und blickte kurz über den Rand seines Büchleins. Ich schaute ihn fragend an. Picasso, Renoir und van Gogh waren mir aus den bisherigen Tagen noch im Gedächtnis; Rodin aber sagte mir nicht viel, und ich hoffte, dass Olaf es nicht merkte. Doch sein feines Gesicht bekam einen kantigen Zug, wie manchmal, wenn er eine sehr anstrengende Operation vor sich hatte oder wenn er von höherer Stelle unter Druck gesetzt wurde. Die letzten Krümel des Croissants verteilten sich auf der Papierserviette an unserem Platz, als Olaf zahlte und wir zum Museum fuhren. Über den Häusern sah ich eine goldene Kuppel hervorleuchten und überlegte, ob dies das Museum sei, doch der Weg, den Olaf einschlug, führte zu einem kleineren Gebäude, einer schnörkellosen Residenz, die seinen Kommentaren zufolge in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut worden war. An der Kasse zahlte er für uns beide. Zunächst betraten wir einen Park, dessen Rasen von herbstlichem Laub übersät war, und dessen Bäume in akkuraten Abständen angeordnet waren. Zwischen ihnen befanden sich ein paar große Bronzeplastiken, Männerfiguren mit eleganter Muskulatur. Obwohl sie hoch aufgerichtet da standen, zeigte ihre Haltung leichte Verrenkungen. Olaf legte mir den Arm um die Schulter. »Von hier aus sieht man den Invalidendom«, meinte er und zeigte auf die goldene Kuppel, die einen Häuserblock weit entfernt war. Dann lenkte er meinen Blick zur anderen Seite, wo sich ein monumentales dunkles Bronzerelief erhob. »Das ist das *Höllentor*«, sagte Olaf ehrfürchtig. »Es ist Rodins Lebenswerk.«

Je länger er sprach und die Figuren erklärte, desto mehr begannen sie mich zu interessieren. Der Bildhauer hatte offenbar das *Inferno* nach Dante Aleghieri verarbeitet. Oben auf dem First standen die drei

Schatten: drei Ganzkörperplastiken, denen die rechte Hand fehlt. Rodin hatte sie ihnen abgeschlagen, als Symbol für die desolate Situation des zur Verdammnis verurteilten Menschen. Die drei Schatten neigten sich herunter und zeigten auf einen in gebeugter Haltung sitzenden Mann. »Das ist *der Denker*«, sagte Olaf. Das ganze Relief war voll von Gestalten, teils ausgeformt, teils nur angedeutet und mit dem Hintergrund verschwimmend. Einige weibliche Körper, die nur zum Teil ausgestaltet waren, umklammerten männliche Körper, immer in einer Verzweiflungspose. *Der Denker* und die *Drei Schatten* traten überdeutlich hervor. Mich erinnerten sie an die griechische Antike.

»Er war wohl sehr traditionalistisch«, versuchte ich, Olaf meine Eindrücke nahe zu bringen. Er widersprach sofort: »Rodin war ein Revolutionär! Er brach radikal mit der konventionellen Bildhauerkunst. Sieh doch, seine Formen! Wie vibrierend, wie tragisch! Er hat sich vom Klassizismus seiner Zeit weit entfernt – und sich dadurch auch Feinde gemacht!«

Olafs Wangen färbten sich und in seinen Augen lag Ergriffenheit, wie in den seltenen Momenten, in denen er Zeit fand, eine Beethoven-Sonate zu hören oder ein Orgelkonzert in einer gotischen Kirche zu besuchen. Ich folgte ihm in das Museum und wir entdeckten weitere Skulpturen: edle, athletische Körper von klassischer Schönheit, die nicht die großen Gesten eines Triumphators zeigten, sondern die leicht gebeugte Haltung des schwachen und getriebenen Menschen der Moderne. War es das, was Olaf als revolutionär empfand?

Während ich darüber nachdachte, warum Rodins Werk auf mich dennoch anders wirkte, stieß ich auf eine bescheidene Gruppe aus rauem Gips. Drei etwas unförmige Körper mit überdimensionalen Armen und Schultern, etwa 70 cm hoch, die durch Berührung miteinander verbunden waren, standen auf einem flachen Sockel. Rechts kniete eine Frau. Sie sah flehentlich zu einem stehenden alten Mann hinauf, der sein knochiges Gesicht von ihr abgewandt hielt, und versuchte, nach ihm zu greifen. Er aber sah zu einer anderen Frau, die links von ihm stand. Oder schaute er über sie hinweg? Aber um diese Frau hatte er seinen Arm gelegt, er schien sich fast auf sie zu stützen. Sie musste noch älter sein als er. Ihre Brüste waren schlaff und eingefallen und ihr Gesicht war in erschreckender Weise knollenhaft, mit hervortretenden Wangen bei gleichzeitiger tiefer Furchung der Falten zwischen Wangenpartie und Mund.

Ich wollte Olaf, der schon weiterging, am Mantel festhalten und ihm sagen: Schau mal hier, *das* ist revolutionär!, doch da sah ich, dass das

Werk gar nicht von Rodin stammte.

»Wer ist Camille Claudel?«, fragte ich Olaf im nächsten Raum.

»Sie war eine Zeitgenossin von Rodin. Sie hat ihn inspiriert und auch ein paar eigene Werke geschaffen. Eine Zeitlang war sie seine Geliebte. Sie wollte wohl aus dem Schatten des großen Meisters treten, aber das ist ihr nicht gelungen.«

Olaf betrachtete eine große Bronzestatue, die Rodin 1881 geschaffen hatte. Die kräftige Frauenskulptur stand fest auf beiden Beinen, mit leicht angewinkelten Knien. Ihr Kopf war geneigt, und mit den Armen umklammerte sie sich selbst an Brust und Kopf. »Großartig«, meinte er. »Eva als Schuldige. Wusstest du übrigens, dass die Frau, die Rodin Modell stand, schwanger war, ohne dass er es wusste? Der Bauch der Frau ist nicht ganz glatt, siehst du? Aber so symbolisiert sie Eva erst richtig. Die erste Frau und erste Sünderin wird die Mutter der Menschheit.«

Für einen Augenblick wurde mir flau von Olafs Begeisterung für ein Weiblichkeitskonzept, von dem ich glaubte, dass wir es im 19. Jahrhundert hinter uns gelassen hätten. Die Hure mit dem Geigenbogen fiel mir ein. Aber dann wieder rührte mich die Intensität, mit der er alles wahrnahm, und ich folgte ihm weiter durch das Museum. Irgendwann löste ich mich von ihm und schaute, ob ich weitere Arbeiten von Camille Claudel finden konnte. Aber es gab nicht viele, sie waren fast alle in dem Raum, den ich schon gesehen hatte. Dort fiel mein Blick auf einen Bronzekopf, den sie 1889 erschaffen hatte. Er zeigte Rodin als einen älteren, streng blickenden Herrn mit ausuferndem, langem Bart. Die Schnurrbarthaare hingen ihm weit über die Lippen. Er hatte eine markante Stirn, und seine tief in den Höhlen liegenden Augen blickten geradeaus in die weite Ferne, oder auch ins eigene Innere, keineswegs aber zu dem ihn erschaffenden Gegenüber. »Das ist nicht die Darstellung eines Geliebten«, dachte ich. »Dieser Mann wirkt bedrohlich und kalt.«

Ich ging in den Museumsshop und kaufte Bücher und anderes Material über Camille Claudel. Dann suchte ich Olaf und fand ihn im ersten Stock. Er stand vor einer Bronzeplastik, die einen gedrungenen älteren Mann mit hervorstehendem Bauch zeigte, der alles andere als eine klassische Schönheit war. Olaf rieb sich mit der Hand über das Kinn und schmunzelte beim Betrachten der Figur. Als er mich kommen sah, nickte er mir zu. »Was hast du denn da?«, so kommentierte er die schweren Tüten in meinen Händen. Doch ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder der Plastik zu: »Rodin sollte für den